

Präventionsgeschichte – Teil 3:

Neuere Entwicklungen in der Prävention

In den letzten Jahrzehnten hat die Prävention einen enormen Aufschwung erfahren. Dabei haben sich die unterschiedlichen Sichtweisen, was «richtige» Prävention sei und was sie zu verhindern habe, einander angenähert. Die Folge dieses Konsenses ist, dass sich eine grosse Zahl von unterschiedlichen Präventionsaktivitäten etabliert hat und noch kaum professionelle Kriterien für eine Beurteilung der einzelnen Massnahmen vorhanden sind.

MARTIN HAFEN*

Wie im zweiten Teil dieser Präventionsgeschichte¹ gezeigt wurde, entwickelte sich zu Beginn der 70er-Jahre in den westlichen Industrienationen ein Bedürfnis nach Präventionsangeboten. Diese präventiven Massnahmen richteten sich in erster Linie gegen den Kon-

sum von illegalen psychoaktiven Substanzen; der Missbrauch von Alkohol und vor allem der zu dieser Zeit deutlich steigende Tabakmissbrauch wurden in dieser Frühphase der modernen Prävention weitgehend ausgeblendet. Diese Selektivität, die bekanntlich nicht mit der unterschiedlichen Schädlichkeit der Substanzen begründet werden kann², gibt einen Hinweis darauf, dass die hohe gesellschaftliche Sensibilisierung den (nicht neuen) Drogenphänomenen gegenüber zumindest teilweise mit dem Protestpotenzial zu erklären ist, der dem Drogenkonsum zu dieser Zeit zugeschrieben wurde.

Wie im letzten SuchtMagazin ausführlich beschrieben, entwickelten sich nach Mäder³ drei Präventionsstile: der autoritäre, der alkoholgegnerisch-präventivmedizinische und der psychologische. Im folgenden soll die weitere Entwicklung dieser drei Stile, die das jeweilige Suchtverständnis und die inhaltliche Ausrichtung der präventiven Massnahmen umschreiben, nachgezeichnet werden.

Die Zähigkeit des autoritären Denkstils⁴

Nach Mäder⁵ veränderte der autoritäre Denkstil seine inhaltliche Ausrichtung in den folgenden Jahrzehnten nicht, wenn auch die Mittel der Abschreckung ein wenig moderater wurden. Noch immer wurde die Entstehung der Sucht in erster Linie mit der pharmakologischen Wirkung der Drogen begründet, die kurze Zeit nach dem Erstkonsum zu einer Abhängigkeit führen würde. Während die legalen Suchtmittel nach wie vor weitgehend ausgeblendet wurden, arbeiteten die VertreterInnen dieses Denkstils konsequent auf eine Gleichstellung aller illegalen Drogen hin. Mäder⁶ belegt dies am Beispiel von Broschüren und Schulmitteln, die sich mit Haschisch

(Cannabis) auseinandersetzen und mit Nachdruck seine Gefährlichkeit betonen. Insbesondere weist er auf die bis heute populäre Strategie hin, als «wissenschaftlich» bezeichnete Untersuchungsergebnisse zur Untermauerung der eigenen Aussagen zu produzieren und gleichzeitig die Ergebnisse anderer Studien als «unwissenschaftlich» zu diskreditieren – eine Strategie, die freilich auch von der Gegenseite angewendet wird.

Dem Individuum wird in erster Linie Standhaftigkeit («Just say no!»⁷) und Misstrauen gegenüber «falschen Freunden» empfohlen. Was passiert, wenn das nicht gelingt, wird vorgezeichnet an Fallgeschichten, in denen das Bild eines Automatismus der Drogenkarriere beschrieben wird «... *der von Haschisch zu Heroin, von kleineren Drogendiebstählen und Betrügereien zu Drogenhandel, Raubüberfällen und Prostitution, von zerstochnen Armen über schreckliche Krankheiten und körperlichen Zerfall schliesslich zum Tod führt*».⁸

Obwohl sich der autoritäre Denkstil nicht wie die beiden anderen Präventionsrichtungen in einer eigenen Organisationsform etablieren konnte, sondern bei der Polizei verankert blieb, zeichnete er sich durch eine beachtliche Zähigkeit aus. Bis in die 90er-Jahre fanden die Plakate und Broschüren dieser Präventionsrichtung nach Mäder⁹ weite Verbreitung, und die Schulbesuche von Polizisten mit Drogenkoffern blieben vielerorts gängige Praxis.

Der Erfolg des Sucht-Flucht-Paradigmas

Blickt man zurück auf die letzten 10 Jahre Präventionsarbeit, so lässt sich zumindest für die Schweiz die Aussage belegen, dass der autoritäre Präventionsstil trotz seiner Ausdauer immer mehr an Bedeutung verloren hat. In

* Martin Hafen, Sozialarbeiter HFS und Soziologe lic. phil. I, leitender Redaktor des SuchtMagazins, Ramsteinstr. 20, 4059 Basel, Tel. 061/312 49 00, Fax. -02, email: martin.hafen@balcab.ch.

andern Worten: Auf dem Präventionsmarkt, der sich in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu etablieren begann, spielt er keine nennenswerte Rolle mehr. Die grosse Mehrheit der Organisationen, in denen mehr oder weniger professionell¹⁰ Prävention betrieben wird, ist nicht einem repressiven Denkmodell verpflichtet, sondern folgt einer an psychologischen Erkenntnissen ausgerichteten Argumentationslinie, die Mäder¹¹ als Sucht-Flucht-Paradigma bezeichnet.

Der Erfolg des Sucht-Flucht-Paradigmas wurde nach Mäder¹² durch ein Gefühl der Verunsicherung und Angst unterstützt, welches sich in den frühen 80er-Jahren durchsetzte und es erlaubte, die Ursachen und Lösungen des Drogenproblems «... in die basalen Strukturen und Wertorientierungen der Gesellschaft ...» zu verlegen. Parallel dazu wurde die Drogenproblematik zu einem politischen Thema, welches immer kontroverser diskutiert wurde. Da die autoritäre Argumentationslinie jedoch, wie oben beschrieben, mit der Zeit an Bedeutung verlor, kann man im Rückblick sagen, dass die Prävention der Bereich der Suchtarbeit war, der sich zuerst von dieser polarisierenden Debatte lösen konnte und schon in den frühen 90er-Jahren eine vorwiegend integrierende Funktion auszuüben begann. Auch PolitikerInnen, die nach wie vor eine repressive Drogenpolitik befürworten, vertreten in der Regel ein Präventionsverständnis, welches sich von jenem der LiberalisierungsbefürworterInnen kaum unterscheidet¹³.

Die Erweiterung des Suchtbegriffs

Nach Mäder¹⁴ entwickelte sich das Sucht-Flucht-Paradigma auf der Grundlage des psychologischen Denkstils der 70er-Jahre. Es profilierte sich mindestens zum Teil durch seine explizite Abgrenzung von der traditionellen Drogenaufklärung und -abschreckung und bezeichnete sich selbst als «ursachenorientiert». Dadurch dass nicht mehr die Drogen in den Mittelpunkt gestellt wurden, sondern die gesellschaftlichen und die psychischen Ursachen, konnte der Fokus in zweierlei Hinsicht erweitert werden: Zum einen verblasste die Unterscheidung von illegalen und legalen Drogen zusehends; zum andern konnte sich der Interven-

tionshorizont der Prävention auf andere, substanzunabhängige Suchtformen wie Ess-/Brech- oder Spielsucht und auf unerwünschte Verhaltensweisen wie die Anwendung von physischer Gewalt, sexuellen Missbrauch, Mobbing, Rassismus etc. ausweiten. Diese Ausweitung auf nicht süchtige und trotzdem zu verhindernde Verhaltensweisen erfolgte jedoch erst ab Mitte der 90er-Jahre, also zu einer Zeit, wo die Institutionalisierung der Prävention in Gesetzen und Organisationen schon weit fortgeschritten war. Dies führte dazu, dass Prävention bis heute zumindest bei Nichtfachleuten mit Suchtprävention gleichgesetzt wird, obwohl die neueren Präventionsstrategien zur Verhinderung der unterschiedlichen Verhaltensweisen und Zustände weitgehend identisch sind.¹⁵

Prävention als Gesellschaftskritik und als Anstoss zu individuellen Veränderungen

Sucht wurde nach Mäder¹⁶ als Äquivalent für Flucht vor Problemen verstanden, denen sich die Jugendlichen ausgesetzt sehen. Eine Folge dieser Erweiterung des Suchtbegriffs war, dass die «... Grenzen zwischen süchtigem und ausweichendem Verhalten, zwischen Konsum, Missbrauch und Abhängigkeit, zwischen Substanz und Verhalten ...» verwischten. Sucht wurde damit zum gesellschaftlichen Grundproblem, was nahe legte, die präventiven Interventionsversuche nicht nur an die Individuen zu richten, sondern auch die «Sucht verursachenden» gesellschaftlichen Strukturen anzuvisieren. Neben der Konsumhaltung rückte vor allem die Leistungsnorm ins Blickfeld der gesellschaftskritischen Präventionsfachleute. Damit etablierte sich die Schule endgültig als wichtigster Präventionsort. Ihre strukturelle Eignung (allgemeine Schulpflicht, Lehrpläne etc.) prädestinierte die Organisation «Schule» schon länger für präventive Massnahmen, doch mit der Kritik an der Leistungsnorm wurde sie zusätzlich zu einem wichtigen Ziel für Veränderungsversuche im Rahmen von Präventionsprojekten.¹⁷

Natürlich beschränkten sich die präventiven Reformbemühungen nicht auf die Umstrukturierung der Schulen. Mäder¹⁸ dokumentiert am «Katalog struktureller Massnahmen» aus dem Prophylaxekonzept des Vereins Schwei-

zerischer Drogenfachleute (VSD) von 1985, dass neben der Bildungspolitik auch die Jugend-, die Familien-, die Wirtschafts-, die Verkehrs-, die Umwelt-, die Gesundheits-, die Bau- und nicht zuletzt die allgemeine Politik im Sinne von Prävention restrukturiert werden sollten.

Wie die Bezeichnung nahe legt, zielten die VertreterInnen des Sucht-Flucht-Paradigmas aber nicht nur auf gesellschaftliche Veränderungen, sondern richteten ihre Interventionsversuche auch an die Jugendlichen selbst. Nach Mäder¹⁹ sollten sie lernen, Konflikte anders zu lösen als durch Drogenkonsum oder süchtige Verhaltensweisen; sie sollten ihre «wahren» Bedürfnisse kennen lernen, sich selber spüren, und ihre Eltern und ErzieherInnen wurden angewiesen, sich in allen Bereichen als Vorbilder zu zeigen. Die Drogenaufklärung wurde dabei nicht abgeschafft, sondern erweitert auf schier unzählige Verhaltensweisen (zu viel fernsehen, Süssigkeiten schlecken, arbeiten etc.), wobei die Botschaften in der Regel stark moralisierend verfasst waren.

Die Annäherung des alkoholgegnersch-präventivmedizinischen Denkstils an den psychologischen

Neben der Institutionalisierung der Prävention an den Schulen wurden in den späten 70er- und den frühen 80er-Jahren nach Mäder²⁰ die ersten Präventionsfachstellen gegründet. Diese hatten vorerst hauptsächlich die Funktion, die Schulen bei ihren Präventionsaktivitäten zu unterstützen. Die Angestellten dieser Fachstellen vertraten zu einer grossen Mehrheit das Sucht-Flucht-Paradigma, welches nicht nur mit dem psychologischen Denkstil vereinbar war, sondern auch mit dem alkoholgegnersch-präventivmedizinischen – nicht zuletzt weil der Alkoholkonsum nicht ausgeblendet, sondern als ein Suchtproblem neben andern angesehen wurde.

Die Vorbildwirkung der Eltern und Erzieher und der Aufruf zur Mässigung beim Konsum von psychoaktiven Substanzen oder zu Abstinenz waren ja ohnehin sei jeher zentrale Anliegen dieses Denkstiles gewesen. Seine Besonderheit behielt der alkoholgegnersch-präventivmedizinische Denkstil bei seinem expliziten Bemühen um (sachliche) Aufklärung über die einzelnen Substanzen und um Restriktionen

auf gesetzlicher Ebene (wie Werbeverbote und andere angebots- und nachfragenlenkende Massnahmen). Entsprechende Versuche trafen jedoch auf erheblichen Widerstand, genau so wie das Bemühen in den 80er-Jahren, ein nationales Präventionsgesetz durchzusetzen.

Die Entwicklung in den 90er-Jahren

Die gegenseitige Annäherung der beiden wichtigsten Denkstile und das langsame, aber stetige Verschwinden der autoritären Argumentationslinie führten in den frühen 90er-Jahren zu einer Vereinheitlichung der präventiven Massnahmen. Das Sucht-Flucht-Paradigma erlebte nach Mäder²¹ mit seiner Erweiterung auf alle vorstellbaren Formen von Sucht einen Höhepunkt, als die Suchtpräventionsstelle des Kantons Zürich ihre viel beachteten Plakatkampagne «Sucht hat viele Ursachen» lancierte. Auf der anderen Seite öffnete sich das Paradigma für zentrale Anliegen des alkoholgegnersch-präventiven Denkstiles, insbesondere für die aufklärende, substanzorientierte Prävention und für die Forderung nach angebotslenkenden Massnahmen. Zudem bildete die zunehmende Entideologisierung der Prävention einen willkommenen Kontrapunkt zur äusserst polarisiert geführten Debatte um die schweizerische Drogenpolitik in den frühen 90er-Jahren. Die Folge dieser Entwicklung und der Übertragung der Präventionsaufgaben an die Kantone war, dass die Präventionsangebote massiv ausgebaut und in immer mehr Formen realisiert wurden. Theateraufführungen, Konzerte, Basketballturniere liefen genau so unter dem Label «Prävention» wie langfristige Projekte in Firmen, Schulen oder Kindergärten. Das Schwergewicht wurde dabei von den gesellschaftlichen «Ursachen» von Sucht allmählich auf die individuellen Ressourcen gelegt, die Sucht verhindern sollten – ein Anliegen, das auch die im folgenden zu behandelnde Gesundheitsförderung vertrat. Dieser Verlagerung der Schwerpunkte mochte einerseits mit der wachsenden Erkenntnis zusammengehangen haben, dass die Veränderung von gesellschaftlichen Strukturen nicht so einfach ist, wie man sich das wünschen möchte; andererseits hatte das Sucht-Flucht-Paradigma ja schon immer ein starkes

Gewicht auf die individuellen Aspekte der Suchtentwicklung gelegt.

Das Bemühen um Professionalisierung

Die bunte Vielfalt von präventiven Aktivitäten, die durch die Annäherung der beiden wichtigsten Denkstile noch ausgebaut wurde, stiess nicht nur auf Zustimmung. Mäder²² spricht von einem aufkommenden «*Unbehagen gegenüber der unspezifischen Prävention*»; weiter weist er auf die zunehmende Forderung nach Effizienz und entsprechenden Bemühungen zur Evaluierung und Qualitätssicherung hin. Eine Reaktion auf diese Kritik kann im Aufkommen der so genannten Sekundärprävention resp. der Früherfassung gesehen werden, die nach Mäder²³ zudem «*gut zum Pragmatismus in der Drogenpolitik der Neunzigerjahre*» passten. Weitere Professionalisierungsbemühungen deuten sich durch die Etablierung von zwei Weiterbildungen im Bereich Prävention und Gesundheitsförderung im Jahr 2000 an; zudem bemüht sich das Bundesamt für Gesundheit (BAG) seit dem Ende der 90er-Jahre vermehrt um die Koordinierung der präventiven Aktivitäten. Die Präventionsprojekte werden dabei nicht durch das BAG selbst durchgeführt, sondern im Rahmen von «Programmen» unterstützt, was zu einer Vereinheitlichung und längerfristigen Verankerung der präventiven Massnahmen in unterschiedlichen, substanzspezifischen und –unspezifischen Bereichen führen soll.

Die Karriere der Gesundheitsförderung

Mäder²⁴ geht in seinen Ausführungen zur Ideengeschichte der Suchtprävention nur relativ kurz auf einen weiteren Faktor ein, der auf die Entwicklung des Präventionsverständnisses einen Einfluss hatte: die steigende Popularität der Gesundheitsförderung. Er weist auf die Ähnlichkeit der zentralen Forderungen von Prävention und Gesundheitsförderung hin und erwähnt, dass Suchtprävention in der gängigen Sprachregelung seit den 90er-Jahren als Teil einer allgemeinen Gesundheitsförderung verstanden werde. Als zentrales Ereignis für die Annäherung der vorher strikt medizinisch ausgerichteten Gesundheitsförderung an die Prä-

vention nennt er die Publikation der Ottawa-Charta, die anlässlich der ersten internationalen Konferenz für Gesundheitsförderung, organisiert 1986 durch die Weltgesundheitsorganisation WHO, verabschiedet wurde. Nach dieser Charta sollte die Gesundheitsförderung die Menschen zur Selbstbestimmung über ihre Gesundheit befähigen, indem sie persönliche Kompetenzen stärkt und eine gesundheitsförderliche Politik und Lebenswelt entwickelt.

Mäder²⁵ weist darauf hin, dass sich diese Anliegen kaum von jenen der Prävention der 90er-Jahre unterscheiden: «*Allgemeine Gesundheitsförderung wurde mit Erhöhung der Handlungskompetenz und Verbesserung der Lebensbedingungen umschrieben ..., was dem paradigmatischen Verständnis von unspezifischer Prävention entspricht.*»

Zudem habe der weit gefasste Gesundheitsbegriff bewirkt, dass unter «Gesundheit» jedeR verstehen konnte, was er oder sie wollte: «*Der Präventivmediziner träumte von sinkender Lungenkrebsprävalenz, die Suchtpräventionsfrau von Cliques starker Mädchen.*»²⁶ Diese Kritik lässt unerklärt, wieso sich die Unterscheidung von Prävention und Gesundheitsförderung trotz aller Gemeinsamkeiten bis heute hartnäckig hält und immer wieder zu genau so engagierten wie fruchtlosen Diskussionen und Abgrenzungsversuchen führt. Dieser Frage soll in der nächsten Ausgabe des SuchtMagazin vertieft nachgegangen werden.

Abschliessende Bemerkungen

Betrachtet man die Entwicklung der Prävention über die letzten Jahre so fällt folgendes auf:

- Die unerwünschten Verhaltensweisen und Zustände, die mit der Prävention verhindert werden sollen, werden im Laufe der Zeit immer wieder neu definiert und gewichtet. Tendenziell erweitert sich das Spektrum und umfasst immer mehr nicht stoffgebundene Suchtformen und auch andere unerwünschte Phänomene wie Gewalt.
- Auch die als notwendig erachteten Mittel und Methoden unterscheiden sich stark und verändern sich laufend: von Abschreckung vor und Aufklärung über Substanzen bis hin zu Interventionsversuchen auf der Ebene grundlegender gesellschaftlicher Strukturen.

- Die Definierung der zu verhin-
den Verhaltensweisen und Zustände,
resp. der Mittel und Methoden
wird begleitet durch eine Semantik,
die entweder nüchtern beschreibend
oder mehr oder weniger stark mit
Wert- und Moralvorstellungen be-
laden ist.
- Alle diese sich kontinuierlich wan-
delnden Konstruktionen rund um
die Prävention werden Akteuren zu-
geschrieben, bei denen mehr Inter-
essen vermutet werden können, als
ihren Forderungen zu entnehmen
sind.
- Die Konstruktionen gewisser Akteu-
re erweisen sich als erfolgreicher als
diejenigen von andern. «Erfolg» hat
in diesem Sinn mehr mit dem evolu-
tionären Vorgang der gesellschaftlichen
Stabilisierung dieser Kon-
struktionen zu tun, als mit Erfolg
im Sinne einer nachgewiesenen Ver-
hinderung der unerwünschten Ver-
haltensweisen und Zustände.
- Stabilisierung erfolgt in erster Linie
durch Organisationsbildung (etwa
die Einrichtung einer Präventions-
fachstelle) oder durch die Struktur-
veränderung in bestehenden Orga-
nisationen. An einem Beispiel: Das
Sucht- und Präventionsverständnis
einer Organisation wie der Schweizerischen
Fachstelle für Alkohol-
und andere Drogenprobleme (SFA)
hat sich im 20. Jahrhundert wieder-
holt verändert und neue Formen
von Prävention ermöglicht.
- «Wirklicher» Erfolg/Misserfolg im
Sinne des Eintretens/Ausbleibens
der erwünschten Wirkung ist ein
eher nebensächlicher Aspekt – nicht
zuletzt weil die Wirkung präventi-
ver Massnahmen kaum verlässlich
messbar ist. Zum einen ist die Zahl
der möglichen Einflussfaktoren für
das Auftreten z.B. eines Suchtverhal-
tens so gross, dass sich für eine se-
riöse Wirkungsforschung enorme
methodische Probleme ergeben; zum
andern kann nie gesagt werden, wie
die Entwicklung ohne die präventi-
ven Massnahmen ausgesehen hätte.
- Auch die Zuschreibung von Erfolg,
resp. Misserfolg bestimmter Präven-
tionsaktivitäten ist demnach nichts
als eine soziale Konstruktion, die
ihrerseits mehr oder weniger er-
folgreich, d.h. anschlussfähig ist. So
hat die Kritik der frühen Abschrek-
kungs- und Aufklärungsprävention
als «erfolglos» massgeblich zum

Scheitern des autoritären Denkstils
beigetragen, während sich das Sucht-
Flucht-Paradigma auch auf Organi-
sationsebene in grossem Umfang
etablieren konnte, ohne dass die
durch dieses Paradigma geprägte
Prävention ihre Wirkung je hätte
belegen können.

- Insgesamt haben sich die inhalt-
lichen Differenzen in Bezug auf
Prävention zwischen den verschie-
denen Anbietern in den letzten Jahr-
zehnten verringert. Dieser erhöhte
Konsens liegt jedoch weniger in der
gegenseitigen Annäherung unter-
schiedlicher Vorstellungen begrün-
det, als in einer Erweiterung dessen,
was als erfolgsversprechende Prä-
vention angesehen wird. Diese Er-
weiterung wiederum ist der Grund
für die immense Vielfalt an präven-
tiven Massnahmen, die heute existi-
ert.
- Aus der Entwicklung der Präventi-
on in den letzten Jahrzehnten lässt
sich ein Schluss ziehen, der aus Sicht
der Systemtheorie nahe liegt: Die
Prävention entwickelt sich evolutio-
när im eigentlichen Sinn. Alle Steu-
erungsversuche sehen sich mit ande-
ren Steuerungsversuchen sowie mit
Eigen- und Fremdbeobachtungen
konfrontiert, was ihre laufende Mo-
difikation nach sich zieht.

Wenn dieser Entwicklungsprozess einen
Anstrich von Beliebigkeit oder Zufäl-
ligkeit hat, so ist das auch damit
zu erklären, dass das durch die Gesell-
schaft eingerichtete Beobachtungssy-
stem zur Bestimmung von «Wahrheit»,
die Wissenschaft, die Prävention noch
kaum einer genaueren Beobachtung
unterzogen hat. Die empirische Prä-
ventionsforschung ist zwar in Ansät-
zen vorhanden, doch nicht annähernd
in dem Umfang, den die Komplexität
des Bereiches Prävention erfordern
würde. Das Defizit in Theoriebildung
ist noch grösser, was insofern bedau-
erlich ist, als eine sorgfältig erarbei-
tete Theorie durchaus Hinweise darauf
geben könnte, welche Präventions-
massnahmen aus dieser erdrückenden
Vielfalt eher Erfolg versprechen als
andere.²⁷

Der Umstand, dass in den letzten Jahren
zunehmende Bemühungen in den Be-
reichen Evaluation, Qualitätssicherung
und Weiterbildung festzustellen sind,
gibt jedoch zur Hoffnung Anlass, dass
die Prävention dereinst den Schritt weg
von einer kreativ-chaotischen Disziplin

hin zu einer ernstzunehmenden Profes-
sion schaffen wird, die der steigenden
Bedeutung der Prävention in der Gesell-
schaft gerecht wird. Andere Diszipli-
nen wie etwa die Sozialarbeit zeigen,
dass eine solche Entwicklung möglich
ist; sie zeigen aber auch, wie lang und
beschwerlich dieser Weg ist. ■

Fussnoten

- ¹ Hafen, Martin, 2001: Präventionsgeschichte – Teil
2: die Karriere des Suchtbegriffs und die Entste-
hungsphase der «modernen» Prävention. In:
SuchtMagazin 3/01: 56-60
- ² Ein viel beachteter, da politisch unverdächtig,
Beitrag zur Einschätzung der Gefährlichkeit von
psychoaktiven Substanzen lieferte eine französi-
sche Forschergruppe um Bernard Roques in ei-
nem Bericht zuhanden des französischen Ge-
sundheitsministeriums : Roques, Bernard, 1998 :
Problèmes posés par la dangerosité des «drogues».
Der Bericht ist im Internet im Volltext verfügbar
unter der Adresse : http://www.multimania.com/circ/roques/roq_int.htm
- ³ Mäder, Felix, 2000: Zorn und Zärtlichkeit. Eine
Ideengeschichte der Suchtprävention. Lausanne
- ⁴ Da im folgenden wiederholt auf die Arbeit von
Mäder Bezug genommen wird, soll an seine
Sprachwahl angeschlossen werden. Der Vollstän-
digkeit halber sei darauf hingewiesen, dass die
Systemtheorie, auf die ich mich im Rahmen der
Rubrik «Präventionstheorie» immer wieder bezie-
he, ihren Schwerpunkt nicht auf Denken, sondern
auf Kommunikation legen würde, da das Denken
gänzlich unbeobachtbar bleibt, derweil die Kom-
munikation wenigstens ausschnittsweise – über die
mündlichen, schriftlichen oder bildlichen Mitteil-
lungshandlungen – beobachtet werden kann.
- ⁵ 2000, 124ff.
- ⁶ 2000, 128f.
- ⁷ Wir erinnern uns an die geradezu legendäre Prä-
ventionskampagne, die in den 80er-Jahren durch
die damalige First Lady der USA, Nancy Reagan,
lanziert wurde.
- ⁸ Mäder, 2000: 131
- ⁹ 2000: 124
- ¹⁰ Es sei daran erinnert, dass es in der Schweiz erst
seit dem Jahr 2000 spezifische Weiterbildungen
im Bereich Prävention/Gesundheitsförderung gibt
und dass die grosse Mehrheit der Präventionsfach-
leute ihr Fachwissen aus andern Disziplinen mit-
bringt. Zu ergänzen ist an dieser Stelle, dass sich
die Weiterbildungen im Bereich Public Health eini-
gige Jahre früher etabliert haben; warum dies so
war und wie vergleichbar die Inhalte der jeweili-
gen Ausbildungsgänge sind, soll in der nächsten
Ausgabe des SuchtMagazins erörtert werden, da
es dort um einen grundsätzlichen Vergleich von
Prävention und Gesundheitsförderung geht.
- ¹¹ 2000: 82ff.
- ¹² 2000: 85
- ¹³ Für die Schweiz ist hier anzumerken, dass sich die
verhältnismässig grosse Einigkeit in Präventions-
angelegenheiten in andern Bereichen der Drogen-
arbeit zumindest teilweise fortsetzt. So widersetzt
sich nur noch das politisch rechte Spektrum den
bundesrätlichen Liberalisierungsbemühungen, die
sich unter anderem durch die Projekte der ärzt-
lich kontrollierten Heroinabgabe manifestieren.